

Bericht über die Tagung Kluge Wege der Vernetzung – Elterliche und Professionelle Präsenz in Witten/Herdecke (2. bis 4. März 2017)

Jens Förster

Zusammenfassung

Dies ist ein Bericht der Tagung „Kluge Wege der Vernetzung – Elterliche und Professionelle Präsenz“ in Witten/Herdecke, in dem es vor allem um die Standortbestimmung und die Reichweite des Konzepts der Präsenz geht. Einige Vorträge werden kurz zusammengefasst.

Kinder und Autorität – was habe ich damit zu tun? Ich habe keine Kinder. In meiner Beratungsarbeit machen mir junge Studenten, die mitunter kindlich auf mich wirken, kaum Stress und die wenigen richtigen Kinder, die ich betreue, sind lieb und meist hoch begabt. Ich war neugierig auf dieses exotische Thema, das ein wenig außerhalb meiner Feldkompetenz liegt – dachte ich zumindest.

Auf der Fahrt nach Witten durchforste ich das Programm – von wegen Kinder! Es ist Jahre her, dass ich die ersten Bücher zum Thema gelesen habe – und ich sehe, wie sehr es sich weiterentwickelt hat. Das Angebot der 20 Workshops und 15 Vorträge deckt die unterschiedlichsten Themen ab, von Führung über Systemtheorie und Motivation bis zur Kriminalität und Paartherapie. Schon merke ich: Und ob das was mit dir zu tun hat.

Oftmals habe ich mir die Frage gestellt: Wie zeige ich als Lehrstuhlinhaber meine Autorität? Und wie motiviere ich Studierende in Zeiten, in denen die Anwesenheitspflicht abgeschafft ist und manche Kollegen vor zwei Studierenden Vorlesungen geben müssen? Wie führe ich? Wie schaffe ich es, dass sich alle wohl fühlen und trotzdem Spitzenleistungen bringen? Wie schaffe ich es, dass alle pünktlich sind, andere nicht durch Kritik verletzen und die Gefahr von Trittbrettfahrern minimiert wird? Und wie vernetze ich mich mit anderen, um diese Ziele zu erreichen?

Vernetzung ist das eigentliche Thema der Tagung. Fragen des sozialen Miteinanders und der Kooperation ergeben sich logisch aus der Theorie zur Neuen Autorität – und nun kriege ich richtig Lust. Wie oft habe ich es erlebt, dass selbst Menschen mit bewundernswerter Selbstregulation es allein nicht schaffen. Vor allem beim *Burn out* habe ich immer mehr den Eindruck, dass für viele die Kombination von Überarbeitung und *fehlender* Vernetzung das

eigentliche Gift ist und nicht allein die Überstunden. Zudem fallen mir Beispiele aus dem Coaching-Alltag ein: Wenn ich z. B. mit Frauen in Führungspositionen über Leitung spreche oder mit männlichen Managern, die so lieb sind, dass ihre MitarbeiterInnen das schamlos ausnutzen. In vielen Fällen, so habe ich es erlebt, kann eine bessere Vernetzung Selbstregulation wirksam unterstützen.

Ich freue mich auf frischen Wind – und der weht mir sofort entgegen, als ich das Kongressgebäude an der Universität Witten betrete. Im Gegensatz zu den wissenschaftlichen Kongressen, zu denen ich sonst fahre, fliegt hier ein Lächeln durch die Luft. Ich schlängele mich an entspannten Menschen vorbei: keine Schweißflecken, keine gerunzelten Stirnen, die zur polemischen Kritik bereit in den Startlöchern stehen. Ein Unterschied, der den Unterschied macht.

Das Thema Vernetzung aufgreifend werden farbige Sticker verteilt. Die soll man, immer wenn man jemanden trifft, auf dessen oder deren Namensschild kleben, nachdem man sich darüber Gedanken gemacht hat, welche Farbe der oder die andere wohl mag.

Arist von Schlippe eröffnet den Kongress mit einer kurzen Zusammenfassung des Konzepts und seiner Historie. Sei man von 1999 bis 2004 noch beschäftigt gewesen, systemische Ideen in der Erziehung voranzutreiben, habe sich 2009 das Konzept der *Neuen Autorität*, in dem vorgeschlagen wird, Stärke statt Macht auszuüben, herauskristallisiert. Es entstand ein theoretisches Modell, für das auch bindungstheoretische Ansätze genutzt wurden, wie z. B. die Idee, dass eine suboptimale frühkindliche Bindung später „repariert“ werden kann (durch sog. *Re Attachment*). Bei der Entwicklung von Autonomie und Bindung sei eine neue Autorität erforderlich, wobei die Metapher eines Ankers nützlich erscheint: Statt die Stärke der elterlichen Faust sollten starke und gute Anker wirken. Was braucht man dafür? Arist von Schlippe bedient sich der Grunddimensionen von Osgood, um ein recht einleuchtendes Orientierungsraster vorzustellen. Demnach sollten Beziehungspersonen gut, aktiv und stark sein.

Allein hieraus ließen sich viele Fragestellungen ableiten:

Wie können Unterstützer überhaupt gut, aktiv und stark sein?

An wen könnten sie sich wenden, wenn sie von diesem Ideal stark abweichen?

Was, wenn da keiner ist, der helfen kann?

Was, wenn das Netzwerk schwach oder nicht vorhanden ist?

Was, wenn ein Elternteil keine Unterstützung findet?

Wie kann man fehlende Strukturen für solche Eltern aufbauen?

Zudem sind „gut“, „aktiv“ und „stark“ natürlich Konstruktionen – was soll man also tun, wenn man befürchtet, die Eltern unterstützen nicht aktiv, auch wenn sie das behaupten?

Was, wenn die Unterstützung nicht gut ist oder nicht professionell genug?

Man kann ja durchaus stark und aktiv sein – aber nicht gut, oder man kann gut und zu wenig aktiv sein oder gut und aktiv, aber nicht stark genug.

Zudem ist Unterstützung ja nur dann gut, wenn sie vom anderen als solche verstanden wird oder überhaupt angenommen wird:

Was sollte getan werden, wenn soziale Unterstützung als Kontrolle (miss-)verstanden wird?

Wie kann man verhindern, dass Scham die Betroffenen davon abhält, sich Unterstützung zu suchen?

Die Fragen lassen sich freilich auch auf uns als begleitende Helfersysteme übertragen: Wie können wir stark, gut und aktiv sein? Arist von Schlippe wird nicht nur einmal während des Kongresses darauf hinweisen, dass Neue Autorität eine komplexe Methode ist, die viele erst erlernen müssen.

Dieser Einstieg macht klar, dass man nicht *irgendwelche* Vernetzungen braucht, sondern dass KLUGE Wege der Vernetzung beschriftet werden müssen.

Schon in der ersten Pause sehe ich, wie bunt die Namensschilder werden. Ich ertappe mich dabei, Leute anzusprechen, allein um zu erfahren, welche Farbe sie wohl mögen. Man kommt ins Gespräch, auch weil man diese Idee, so simpel wie kreativ, einfach schön findet. Auch das Catering ist Gesprächs-Thema. Statt dem üblichen übersüßten Orangen-Nektar, den man sonst nur in der Wüste oder im Gefängnis trinken würde, gibt es Bio-Brause – kleine Gesten, fern jeder Beliebigkeit, die einen Unterschied machen.

Haim Omer, der während des Kongresses insgesamt drei Mittagsvorlesungen zelebriert, als gebe es nichts Schöneres auf der Welt, stellt in seinem ersten Vortrag die Bedeutung der Bindungstheorie weiter heraus. Demnach sei ein *sicherer Hafen* die Basis für eine gute Entwicklung des Kindes. Die Stärkung der Eltern steht dabei im Mittelpunkt, wobei nun natürlich auch im Gegensatz zu den klassischen Ansätzen, der Vater eine bedeutende Rolle spielt sowie auch die gesamte Familie, wie Oma, Opa, Tanten etc. und darüber hinaus auch Lehrer, Nachbarn und Kollegen.

Bindung schafft, so wie ich das als Sozialpsychologe verstehe, eine „soziale Identität“, d. h., ein Kind wächst in einer Gemeinschaft auf, in der bestimmte Werte oder soziale Normen bestehen und auch verteidigt werden – die Eltern übernehmen dabei eine Ankerfunktion. Mir fallen Beispiele ein, wie z. B. meine Nachbarn mit den vier Kindern, die mir so lieb und wenig aggressiv erscheinen. Natürlich bauen sie auch manchmal Mist, aber ich beobachtete, wie der Vater einmal auf sie einredete: „Jungs, wir in unserer Familie treten nicht auf Käfer. Ihr könnt euch gerne überlegen, ob ihr zu uns dazugehört oder nicht.“ Er sah den

Kindern dabei in die Augen – kein Entkommen – und erklärte dann, warum es sinnvoll ist, Käfer leben zu lassen. Hier wurden, so verstand ich es, Werte vermittelt, Werte mit bindendem Charakter, die für alle galten, die zu dieser Familie gehören wollten.

Haim Omer berichtet von erfolgreichen Projekten, in denen Therapeuten ganze Systeme wie die Großeltern, Kindergärtner und Lehrer ermutigen konnten, als Team an einem Problem zusammenzuarbeiten und „Abtrünnige“, meist Jugendliche in seinen Beispielen, an geteilte Werte zu erinnern – mit gutem Erfolg.

Bindung bedeutet für Haim Omer weit mehr: Wichtig sei auch eine Bindung der Helfersysteme an das Leid der Eltern, damit sie dem Leiden Ausdruck verleihen können. Er erzählte eine Anekdote einer Mutter mit einem ängstlichen Kind: In einem ersten Schritt wurde nach Situationen gesucht, in denen das Kind keine Angst empfand – was die Mutter erleichterte, konnte sie doch der Schuldfrage entkommen (wenn er nicht immer Angst hat, dann habe ich ja mit diesen angstfreien Situationen genau so viel zu tun wie mit den ängstlichen ...) und die Errungenschaften ihrer Erziehung würdigen. Die Bindung an das Leid sei ein aktiver Prozess und könne ein aktives Suchen nach elterlichen Leistungen bedeuten, während passives Bemitleiden eher weniger geeignet sei, Eltern zu unterstützen.

Der Bindungsansatz taue zudem zur Hypothesenbildung, wobei man aber auch tabuisierten Konzepten wieder eine Chance geben sollte – *Ehre und Dankbarkeit* seien solche Begriffe, die wir vermeiden, die aber trotzdem im Sinne der Bindung eine Rolle spielen könnten. Es kann ja durchaus sein, dass eine Mutter es als Ehrverletzung empfindet, wenn sie z. B. von ihren Kindern ignoriert wird. Es kann auch sein, dass ein Vater sich aus einer Bindung zurückzieht, wenn er keine Dankbarkeit für seine Anstrengungen spürt. Nicht selten fühlten sich Eltern auch durch ihre Kinder gedemütigt. Schon schießen mir Bilder in den Kopf, wie wir, meine zwei Brüder und ich, auf unsere Eltern hinunterschauten, als wir merkten, dass sie, die keine gute Schulbildung genießen durften, uns nicht mehr bei den Hausaufgaben helfen konnten. Ein Problem übrigens, das bei einigen Migrantenfamilien auftaucht, wenn die 2. oder 3. Generation hier aufwächst ... wie demütigend muss sich das anfühlen, wie undankbar ...

Haim Omer geht es letztlich darum, Strategien zu entwickeln, um Bindungsangebote zu machen, die für unterschiedliche Probleme taugen. Die Klammer dieser Strategien sei die Ankerfunktion. Um Vernetzung zu ermöglichen, müssten im Idealfall Bündnisse geschlossen werden. Ich verstehe diese Bündnisse als Wertegemeinschaften, in denen soziale Normen immer wieder neu verhandelt und eingehalten werden. Es sollte an das Kind eine kontinuierliche Einladung dazugehören ausgegeben werden. Damit sich das Kind freiwillig an die Gruppe anbindet, muss die Gruppe allerdings auch etwas zu bieten haben – vor allem Schutz, Liebe und Wärme.

In seinem zweiten Vortrag weist Haim Omer auf die Hauptkonzepte der effizienten Netzwerkarbeit hin. Er erinnert daran, dass Hilfesuchen nicht jedem leicht fällt. Das Durchbrechen der Privatsphäre etwa mag Eltern abschrecken, sich zu vernetzen. Hier muss gegen gewirkt werden. Scham und Scheu vor der Reaktion oder der Kritik des anderen sollten in „positive Schamerfahrungen“ umgewandelt werden. Dabei sei jedoch eine Öffnung der Eltern zu anderen Ressourcen ein wichtiger Schritt. Konkret gesprochen habe man gute Erfahrungen mit Briefen gemacht, die die Eltern an die Unterstützer verfassen.

Die Vorteile lägen auf der Hand: So beschreiben die Eltern in diesen Briefen ihre Schwierigkeiten. Oftmals würden sie dadurch erkennen, was sie eigentlich wollten. Die Bitte per Brief sei zudem auch besonders kraftvoll und die ernste Sorge um die Zukunft des Kindes werde darin besonders deutlich. Die Bekanntmachung der Beratung an Angehörige, die Beschreibung der möglichen Hilfestellungen, die Information an das Kind und auch eine Einladung zum Unterstützer-Treffen (wenn es dazu kommt) runden das Ganze ab und zeigen allen, wie wichtig das Thema für die Eltern ist und wie sehr man an einer Lösung interessiert ist.

Ethisch bedenklich sei für viele das damit einhergehende Durchbrechen der Schweigepflicht. Haim Omer betont hier, dass die Schweigepflicht ein Konstrukt wäre, das man durchaus auf Sinnhaftigkeit überprüfen sollte. „Gewalt ist z. B. nie eine Sache der Privatsphäre“, so Omer. Täter, Opfer, Lehrer – alle, die es betrifft, müssten es wissen, wenn Gewalt stattgefunden hat. Das bedeutet allerdings nicht, dass es gleich in der Zeitung stehen sollte (ich füge hinzu: oder auf facebook). Auch bei Suiziddrohungen und Verletzungen sollte die ganze Familie davon erfahren. Haim Omer gibt Beispiele aus dem Bereich Suizid, wo z. B. Oma und Tochter den Sohn bzw. Vater bitten, sich nicht umzubringen. Dies kann eine Inszenierung beinhalten, inklusive Unterstützertreffen, um z. B. die dafür am besten geeignete Person zu wählen. So kann etwa der liebste Bruder um das Leben des anderen flehen. Im Idealfall sollte immer deutlich sein, dass diese Inszenierung sich nicht gegen den Symptomträger richtet, sondern immer bedeutet: „Weil du uns teuer bist, weil wir dich nicht verlieren wollen, verhalten wir uns so und nicht anders.“ Andere Möglichkeiten wären auch Briefe an die Polizei vorzubereiten, wenn z. B. starke Gewaltausbrüche vorlägen.

Dieser Vortrag sorgte für starken Gesprächsstoff, denn vielen wurde es unwohl bei solchen Veröffentlichungen des Innersten. Allerdings denke ich, dass Haim Omer hier sehr direkt und unverblümt Vor- und Nachteile anspricht – jeder ist frei es so zu halten, wie er es vertreten kann. In mir muss ich gestehen arbeitet es gerade, habe ich doch kürzlich die ersten Folgen der amerikanischen TV-Serie „Big Little Lies“ für den Jugendschutz begutachtet, in der der Erstklässler Ziggy bezichtigt wird, seine Mitschülerin gewürgt zu haben. Ziggy bestreitet das und seine Schuld ist nicht klar, aber die Lehrerin bezieht unmittelbar alle mit ein – von diesem Zeitpunkt an hat Ziggy keine schöne Zeit mehr in der Schule. Als Kontrast-

Beispiel fällt mir mein Freund U. ein, der sich das Leben nahm. Seine Mutter berichtete später, dass er bereits im Januar nicht mehr ansprechbar war – er zog sich von allen zurück, bis er im September in den Wald ging. Hätte da vielleicht in den neun Monaten eine Rundmail unter den Freunden etwas verändern können?

Es wird, so ist mein Interim-Urteil, auf den Fall ankommen – wie immer. Hier wird allerdings eine wichtige und deutliche Unterscheidung zu anderen Ansätzen getroffen: Wenn ein System gefährdet ist, soll das System auch davon erfahren.

Im dritten Vortrag beschrieb Omer, wie man eine gute Einladung an das Kind aussprechen kann, damit es Lust hat, in der Wertegemeinschaft der Familie zu verbleiben. Wie kann man Bündnisse aufbauen? Hierzu präsentiert er zahlreiche Ideen, von denen hier einige genannt werden: Die Einladung zum Dazugehören sollte eine deutliche *Wir-Botschaft* enthalten: „Wir alle laden dich ein, wieder in unser Wertesystem zurückzukommen, wir hätten dich gerne wieder“. Es sollte versucht werden, von kontrollierenden und eskalierenden Handlungen Abstand zu nehmen, um stattdessen Äußerungen von Respekt, Würde und Ehre in den Mittelpunkt zu stellen. Die Kooperation könnte durch den Einsatz von Unterstützern erleichtert werden. Vielleicht ist es ja die Tante oder jemand anderes, die diese Einladungen am besten überbringen kann. Omer mahnt auch an mehreren Stellen, den Druck, auch den Zeitdruck, zu reduzieren – es sollte auf eine unmittelbare, dringliche Entscheidung verzichtet werden: „Du hast Zeit“. Die Zuhilfenahme von Beziehungsgesten wie z. B. Versöhnungsgesten sei ebenfalls ratsam. Sie könnten zeigen: „Deine Würde ist mir wichtig. Deine Ehre ist mir wichtig.“ Ziel sei letztendlich nicht ein Lippenbekenntnis, sondern eine Handlungsintention: „Ich will das und ich tue es auch“. Konkret könnten hier Äußerungen von Treue und Hingabe helfen: „Ich bin dein Vater und werde es immer sein!“, „Ich werde alles tun, um dir zu helfen!“, „Falls du einmal in Schwierigkeiten gerätst, werde ich zu dir stehen.“ Und „Wenn ich oder Oma in Gefahr wären, würdest du uns auch helfen.“ All dies weist auf die Bedeutung der Gemeinschaft und des Einander-Helfens als soziale Norm hin. Äußerungen von Wertschätzung und Stolz auf Fortschritte gehören ebenfalls dazu: „Ich bin stolz auf deine Ausdauer!“, „Auch wenn du mit mir kämpfst, bewundere ich deine Kraft!“, genauso wie Äußerungen von Zugehörigkeit: „Ich werde alles tun, um dir das Gefühl zu geben, dass du in unserer Familie einen sicheren Platz hast.“

Solche Aussagen kann man schwerlich verneinen oder zurückweisen, sie sind wahrscheinlich der Kern jeder funktionierenden Gemeinschaft. Zu diesem Funktionieren gehöre auch das Anerkennen von Fehlern: „Ich weiß, dass der Streit zwischen mir und Mama dich verletzt hat, ich werde es wiedergutmachen!“, und die Akzeptanz, dass es letztendlich keine Kontrolle gibt: „Keiner kann dich zwingen, dass...“, „Vielleicht wird es länger dauern...“, „Vielleicht könntest auch du die Lösung jetzt nicht finden, wenn du schwach wärest.“ Durch

diese Offenheit würde Vertrauen aufgebaut und Zeit und Raum für die Veränderung gegeben – Reaktanz wird so verhindert. Unter Umständen kann man auch den Boykott herausfordern: „Wir wissen, dass du jetzt nicht fähig bist, dich menschlich zu verhalten. Es widerspricht aber deiner moralischen Stellung und Würde.“ Und „Du verlierst gerade deine Stellung in der Familie...“, „Du fügst nicht nur deinem Vater Schaden zu, sondern auch mir als Opa“. Zu diesen Äußerungen gehören im Einzelfall auch solche um Verdienst und Nachsicht: „Du verspielst dein Anrecht, bei uns zu wohnen“, oder: „Du lebst zu Hause aus Nachsicht, nicht aber aus Verdienst.“

Haim Omers Vorträge sind leidenschaftliche Appelle an unser *Wir* und können auch viel allgemeiner gefasst werden, als es seine sehr konkreten Beispiele, die seine Thesen immer wieder illustrieren, suggerieren.

Bei ihm geht es meist um Jugendliche, die beispielsweise den Eltern die Bude zusammenschlagen, um Mütter, die von Zwillingen ausgebootet werden, und um Väter, die vom Selbstmord abgehalten werden sollen. Auf einem abstrakteren Niveau ermahnt er uns jedoch dazu, uns unserer Werte bewusst zu werden, sie zu verhandeln und dann leidenschaftlich zu vertreten. Das findet in meinen rezenteren Trainings zum Thema „Haben und Sein“ eine sehr persönliche Resonanz: Können viele Teilnehmer*innen anfangs gar nicht sagen, wofür sie stehen, entdecken sie häufig, dass ein Bewusstsein der eigenen Kernwerte ein Anker sein kann – oder ein sicherer Hafen für andere und für sie selbst. Bewusstmachung scheint mir ein erster Schritt zu sein. Egal, ob ich Elternteil bin oder Lehrer oder Direktorin einer Firma oder Coach – wenn ich selbst meine Werte nicht formulieren kann, wie sollen die anderen sie einhalten oder sich gegen sie entscheiden können? Wenn ich selbst nicht weiß, was der Sinn meines Lebens oder meines Tuns ist, wieso sollen dann Leute mit mir zusammenleben oder zusammenarbeiten? Wenn ich als Therapeut keine HALT-ung habe, wie soll ich dann Halt geben? Und wie unter-STÜTZE-n? Wie kann etwas ohne Werte überhaupt wertvoll sein? Die Abstraktheit des Prinzips macht die Neue Autorität IN ihrer notwendigen Vernetzung anschlussfähig. Der Ansatz inspiriert mich zunehmend.

Wie auch die Gespräche in der Pause. Am *systema*-Stand ergeben sich spannende Diskussionen, der leckere Lunch wird in unterschiedlich großen Portionen geliefert. Im Gegensatz zu anderen Kongressen quellen die Mülleimer nicht von Plastikmüll über. Ich bin froh, dass meine Werte hier geteilt werden. Viel braucht es nicht, um mich eingebunden zu fühlen. Diese „kleinen Unterschiede“ sind aber auch nicht selbstverständlich, sondern ein Verdienst des OrganisatorInnen-Teams.

Heiko Kleve stellte einen brandneuen, klug durchdachten Ansatz vor, Netzwerke systemisch einzuordnen – für mich war dieser Vortrag ein Augenöffner und ich bin froh, dass der

Psychologe an der Universität Witten/Herdecke daraus einen überaus empfehlenswerten Artikel in diesem Heft veröffentlicht hat. Kurz gesagt, beobachtet Heiko Kleve, dass Netzwerke die *funktionale Differenzierung der Gesellschaft* (siehe Luhmann) verwässern: Normalerweise sind Funktionssysteme in sich geschlossen, so ist die Wirtschaft für die Wirtschaft und sollte sich nicht mit anderen Funktionssystemen vermischen (wie z. B. mit der Wissenschaft oder der Rechtsprechung). Netzwerke hebeln die Gewaltenteilung teils aus, wenn z. B. ein Wissenschaftler allein wegen seiner Parteimitgliedschaft Forschungsgelder erhält oder wenn ein Politiker im Funktionssystem Recht bevorzugt behandelt wird. Netzwerke seien durch Geben und Nehmen gekennzeichnet und seien meist nicht besonders stabil und dies habe Vor- und Nachteile.

Uri Weinstein setzte ebenfalls nahtlos an Haim Omers Vorträge an, als er über Scham referierte. Er beobachtet verschiedene Strategien der Schamregulation, die positiv oder negativ zu bewerten seien. Kurz zeigt der Psychologe von der Universität Tel Aviv, dass die durch Neue Autorität oftmals hervorgerufene Scham positiv eingesetzt werden kann, wenn sie als Zeichen für gemeinschaftliche Werte und den gemeinsamen Willen gesehen wird, jemanden zurück in den sicheren Hafen zu rufen. Wird Scham allerdings benutzt, um zu stigmatisieren oder gar um zu exkludieren, dann kann sie schaden. Ich empfehle ebenfalls seinen Artikel hier im Heft.

In den Pausen wurde mitunter auch heftig diskutiert. Manche Beispiele von aggressiven Jugendlichen und Selbstmördern schlagen einem auf den Magen – und auch die Methoden der Neuen Autorität werden nicht von allen als sanfte Mittel der Erziehung angesehen. Scham, das kennen wir sicherlich alle, kann ja durchaus eine sehr intensive und schmerzhaft emotionale sein. Sozialer Ausschluss, so zeigt sozialpsychologische Forschung, aktiviert Schmerzzentren im Gehirn. Und Netzwerke, wie Heiko Kleve zeigt, haben neben unbestreitbaren Vorteilen eben auch Nachteile wie z. B. die Instabilität, wenn das Geben und Nehmen aus der Balance geraten oder wenn sie allein aus der Not entstanden sind und irgendwann an Bedeutung verlieren.

Arist von Schlippe nutzte die Gunst der Stunde und lud zu einer Ad hoc-Diskussion ein, in der er „Minenfelder kontrolliert sprengen“ wollte. Arist von Schlippe räumt ein, dass „Neue Autorität“ evtl. kein glücklicher Begriff sei – er sehe durchaus, dass das Konzept allein wegen negativer Assoziationen auf Widerstand stößt. Wohl wahr, denke ich, denn schlägt man irgendein Lehrbuch der Psychologie auf, dann findet man unter „Autorität“ gruselige Experimente wie Milgrams Elektro-Schockexperimente, das berühmte Stanford-Prison-Experiment und Adornos „autoritäre Persönlichkeit“. Er schlägt den Begriff „kleine Autorität“ als Alternative vor und stellt dies zur Diskussion. Jemand anders bietet „zeitgemäße Autorität“ an, ein anderer „Elterliche Präsenz“. Wieder andere würden den Begriff so stehen lassen,

ihn aber genauer beschreiben, damit keine Missverständnisse entstehen. Dabei sei es wichtig, ihn in positive Begriffskonzepte einzubetten, wie z. B. solche, die gemeinsame „Werte“ betonen. Letztendlich gehe es um soziale Normen oder Werte, die unser Zusammenleben organisieren, und darum, Abtrünnige wieder in den sicheren Hafen zu locken. Was den meisten Vorschlägen wohl fehlt, ist die besondere *Bezogenheit*, denn Neue Autorität wird allein durch Beziehung erreicht. Manche bevorzugen deshalb auch „Stärke“ statt „Autorität“.

Arist von Schlippe beschreibt kurz die Erfolgsgeschichte der Neuen Autorität. Vielerorts werde das Konzept anerkannt – Tendenz steigend – allerdings würde es in der Anwendung manchmal auch als „alte Autorität“ empfunden. Eine Gefahr bestehe auch in einer missbräuchlichen Nutzung und in einer mangelnden Professionalisierung derer, die sie ausüben. So kann es sein, dass ein elterliches „Sit-in“ schon mal anders aufgefasst wird als geplant, wenn ein Erzieher das so versteht, als dürfe er mit seiner Tochter nicht mehr reden. Auch hier wären vielleicht positive Umbenennungen sinnvoll wie beispielsweise „freundliche Besuche“.

Eine der Stellschrauben sei eine stärkere Professionalisierung – zwei Tage Training reichten für ein solches komplexes Gedankengebäude nicht aus. M. M. nach wird das Konzept auch immer noch zu sehr mit harschen Methoden verbunden, wo sie doch gerade auch freundliche Strategien bereit hält (s. die „freundlichen Besuche“, wie im Interview in diesem Heft beschrieben). Bei der Professionalisierung kommen dann Fragen der Finanzierung ins Spiel, die wiederum Überzeugungsarbeit bei den Entscheidungsträgern bedeuteten. Mancher beklagte die fehlende Akzeptanz von Schulleitungen, was besonders verstörte, da sich die Methoden gerade bei der Deeskalierung als erfolgreich erwiesen hätten. Zahlreiche Beispiele für Erfolge in Institutionen wurden geteilt.

Es bleibt also noch etwas zu tun: Der überdeutlichen Wertschätzung der Idee durch die Teilnehmenden und ihre Erfolgsgeschichte stehen noch im Konflikt zur Akzeptanz bei wichtigen Entscheidungsträgern. Neben strukturellen Hindernissen sei aber jeder eingeladen, die Kommunikation über diese Arbeit mitzugestalten.

Der Freitagabend wurde mit einem begeisternden kulturellen Event des **Jugendtheaters Iutz** in Kooperation mit dem Beratungszentrum **„Rat am Ring“** in Hagen beschlossen. Das Drei-Personen-Theaterstück „Fest verankert!“, in dem eine pubertierende Tochter und deren Freundin mit einem Vater ringen, fesselte sofort und erhielt tosenden Applaus. Es wehte ein Hauch von großer Kunst durch den Raum, als das Konzept *Neue Autorität* lebendig auf der Bühne präsentiert wurde, ohne dabei platt und moralisierend zu wirken. Der Dramatiker Werner Hahn, der als Vater (hervorragend) mitspielte und Regie führte, hat hier eine

Vernetzung zur Kunst geschafft, die für die Kommunikation extrem wertvoll sein dürfte. Es bildeten sich Schlangen vor der Kasse, die die dazugehörige DVD verkaufte (<http://www.theaterhagen.de>). Man kann dieses Stück auch für Events und Schulen buchen – meine Empfehlung!

Diskutiert wurde beim Umtrunk danach viel, allerdings ging das fließend in eine richtig schöne Party über. Für mich unerwartet wurden den ganzen Abend über kleine Snacks gereicht und die Gläser von freundlichem Personal ständig nachgefüllt. Es wurde lauter, heiterer, geselliger, kein Zweifel, hier wurden Netze geknüpft. Die bunten Punkte auf meinem Schild mehrten sich, in meinen Taschen sammelten sich die Visitenkarten und ich schief mit vielen guten Ideen und einem Lächeln auf den Lippen friedlich ein.

Am Samstagmorgen präsentierten einige ReferentInnen ihre Erfolgsprojekte. **Sybille Hüdelpohl und Martin Steinkamp** berichteten über ihre Erfahrungen mit dem Netzwerk Hagen in der Jugendhilfe. Ihr Artikel in diesem Heft bietet einen hervorragenden Einblick in die Arbeit mit dem Konzept. Mich beeindruckte vor allem die Idee, dass Präsenz keine stabile personale Potenz ist, sondern eine fluide Qualität, um die immer wieder aufs Neue gerungen werden muss, da sie Anforderungen ausgesetzt ist. Dabei gelte es 1.) den Mehrwert der Vernetzung immer wieder zu betonen, wie z. B. Profilierung, Öffnung und Transparenz. Auf einer geteilten Idee basierende Netzwerke seien nachhaltiger als aus der Not geschaffene. 2.) sollten Netzwerke aktiv gepflegt werden – die Pflege sollte integrierter Bestandteil der eigenen Arbeit sein, nicht Zusatzleistung. Und 3.) sollte die Leitung Präsenz zeigen, indem sie das Präsenzkonzept explizit will und tatkräftig unterstützt. Es bedarf einer *Dorfgemeinschaft*, nicht eines Dorfs, ist das Fazit der AutorInnen. Das passt sehr gut zu Heiko Kleves theoretischem Ansatz, nach dem Netzwerke instabil seien – ohne Arbeit können sie nicht lange bestehen.

Reinhard Meng berichtet von der Implementierung der Elterlichen/Professionellen Präsenz in die Strukturen und Handlungsfelder eines Unternehmens am Beispiel der Ev. Jugendhilfe Iserlohn. Reinhard Meng macht einmal mehr deutlich, wie wichtig die Top-down-Professionalisierung ist – die Schulung der gesamten Führungsebene habe sich in Iserlohn bezahlt gemacht. Aus seinen Beobachtungen leitete er konkrete, empfehlenswerte Handlungsanweisungen für Führungskräfte ab (s. Bericht in diesem Heft). Kurz sollte Führung beteiligungsorientiert, kontextabhängig und immer am Bedarf orientiert handeln. Führung muss als hilfreich empfunden werden, Weiterentwicklung fördern, wertschätzend sein und in schwierigen Zeiten zuverlässig an der Seite der MitarbeiterInnen stehen. Reinhard Meng stellte zudem ein gelungenes Video vor, das sicherlich geeignet ist, das Konzept zu kommunizieren.

Spannend war zu guter Letzt die Schilderung von unkonventionellen Bündnissen in Essen von **Thomas Rüth und Andreas Klink** (s. a. den empfehlenswerten Artikel in diesem Heft). Am konkreten Fall des oftmals als „No-go-Area“ abgewerteten Stadtteils Essen-Altenessen schilderten die beiden, wie sie u. a. Jugendhilfe, Familien, Anwohner, Nachbarn und Polizei sinnvoll miteinander vernetzen konnten. In einem „Aktionsbündnis sicheres Altenessen“ konnte mit Hilfe von ExpertInnen des Stadtteils, den BewohnerInnen, die in Bürgerstuben, Schischabars, Bars, auf der Straße und in Spielhöhlen angesprochen und zur Mithilfe eingeladen wurden, die Kriminalität deutlich gesenkt werden. Dazu wurde „out of the box“ gedacht, indem man z. B. Clan-Chefs auf Jahrmärkten positionierte, um ihre eigenen Kinder am Auto-Scooter zu beaufsichtigen, indem man Sportangebote einführte, die Präsenz der Polizei in Bussen und die Straßensozialarbeit erhöhte oder eine empirische Bedürfnisanalyse durchführte. Die Stadtteilbüros wurden populärer gemacht, Aufräumaktionen in den teils vermüllten Gebieten eingeführt und problematische Familien zusammengebracht, die gemeinsame Verpflichtungserklärungen im Angesicht von Imam und Pfarrer unterschrieben – um nur einiges zu nennen. Hier wurde noch einmal ein Feuerwerk der Methoden abgeschossen und die launige Präsentation formte schnell ein Bravo auf die Gesichter der Teilnehmenden.

Ich fuhr bereichert nach Hause und merkte, wie weit das Thema reichte. Dem „Weinheimer“ OrganisatorInnen-Team Claudia Terrahe-Hecking, Dennis Haase, Barbara Ollefs, Ulrike Willutzki und Arist von Schlippe ist für diese rundum gelungene und abwechslungsreiche Veranstaltung zu danken.

Natürlich gab es noch weitaus mehr Workshops und Vorträge, die ich nicht besuchen konnte. Einige Vorträge findet man unter den Downloads der IF Weinheim-Seite: (<https://if-weinheim.de/downloads/downloads.html>).

Und – ich konstruiere mich mal spontan als Hellseher – das Thema wird irgendwann sicherlich wieder aufgenommen werden, bei so viel Dynamik und Erfolg. Ich jedenfalls werde Augen und Ohren offen halten.

Jens Förster ist Professor für Sozialpsychologie an der Ruhr-Universität Bochum. Er praktiziert als Coach, Therapeut und Supervisor in Köln, Bochum und Berlin und ist Autor zahlreicher Bücher über Vorurteile, Selbstregulation, Materialismus und Krisenintervention. jens.a.forster@gmail.com